



## **„Literatur auf Achse“**

### **Ab in den Süden**

Der Schriftstellerverband Ostbayern erkundete am 22. Mai 2011 mit literarischen Texten in einem historischen Postbus den Süden von Regensburg. Mit dabei waren: Dr. Marita A. Panzer, Angela Kreuz, Susanne Werner-Eichinger, Karin Holz, Florian Sendtner, Rolf Stemmler, Dieter Lohr.



Angela Kreuz

*angela kreuz*

# ***Komaklausel***

Romananfang

Obermünsterstraße 2  
93047 Regensburg  
Tel: 0941-37808434  
[mail@angelakreuz.de](mailto:mail@angelakreuz.de)  
[www.angelakreuz.de](http://www.angelakreuz.de)

## *Sonnenfinsternis*

Auf der Rasenfläche des Universitätscampus hatten sich Hunderte von Schaulustigen versammelt. Es war noch verhältnismäßig früh am Morgen; die maximale Verfinsterung wurde um kurz nach neun erwartet. Im Gras hatte sich der Tau gesammelt und an den Obstbäumen hingen rote Zieräpfel. Eine kühle Spätsommerbrise erfrischte die Wartenden. Die Rektorin der Universität räusperte sich.

„Sehr geehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger“, begann sie. „Ich freue mich, mit Ihnen den Abschied von unserem alten Universitätsgebäude feiern zu dürfen. Ich darf Sie herzlich zu unserer historischen Sprengung begrüßen.“ Neben der Rektorin, die dem Anlass gemäß elegant gekleidet war, stand erwartungsfroh der Sprengingenieur. Er richtete ebenfalls ein paar Grußworte an die Zuschauermenge und gab Erklärungen über die verwendeten Sprengstofftechniken sowie Kosten der Prozedur ab. Elena kannte bereits die Details des Verfahrens, da sie sich in einer Bürgerinitiative für den Abriss des Baus eingesetzt hatte; das Projekt war umstritten gewesen. Die Gegenstimmen im Senat hatten sich vehement dafür ausgesprochen, das milliarden schwere Sanierungsgrab aus den 60er Jahren *im mahnenden Gedenken* an eine Zeit stehen zu lassen, in der ästhetische Aspekte beim Städtebau absolut tabu waren. Der Streit um das letzte Gebäude aus seiner Epoche hatte sich über mehrere Jahrzehnte hingezogen, bis letztendlich, 90 Jahre nach der Grundsteinlegung, der Tag der Sprengung gekommen war - jener laue Spätsommernmorgen im September des Jahres 2053. Elena betrachtete die maroden Betongebäude, die wie fleckige Bauklötze aussahen. An vielen Stellen konnte man Sprenglöcher ausmachen. Elena seufzte, sie gehörte zu der letzten Generation, die an diesem Ort ihr Studium abgeschlossen hatte. Fünfzehn Monate lang war sie in ihrem klimatisierten Sportrad den Berg hinaufgestrampelt und nach den

Veranstaltungen durch den LSD- Tunnel der Kunsthalle wieder hinuntergesaut. **In** ihrer Zeit auf dem Campus hatte Elena unzählige Leute kennen gelernt und war mit ihnen in überfüllten Sälen mit künstlichen Fenstern gesessen, die einen beim Hereinkommen ansogen und sogleich verschluckten. Wie oft war sie wie ein eingesperrtes Tier die langen tristen Gänge entlanggelaufen und hatte an den Bildschirmwänden nach Informationen über freigewordene Zimmer gesucht. **In** der Mensa hatte sie regelmäßig zu Mittag gegessen und war anschließend noch einen Koffeiner trinken gegangen. Unzählige Stunden hatte sie in der Digi-HoloBib verbracht und dort Literaturrecherchen betrieben.

Die Stadtsprecherin trat aus der Menge und hielt eine Ansprache zur geschichtlichen Entwicklung der Universität. Elena schloss für einen Moment die Augen. Obwohl sie wochenlang der Sprengung gespannt entgegengesehen hatte, war sie für den Bruchteil einer Sekunde drauf und dran laut „Nein!“ zu rufen. Ihre Erinnerungen, die sie mit diesem Ort verband, würden nach der Explosion ihre Behausung verloren haben. Sie könnte auch nie wieder in der Mensa Erdbeerschnitzel mit Zellulose-Fritten essen. Elena verschränkte die Arme. Vor ihr in der Menge stand ein Kerl mit dunklen lockigen Haaren, den sie von irgendwo her kannte. Sie betrachtete seinen drahtigen Rücken und versuchte sich zu entsinnen. Mittlerweile hatte der Schatten des Mondes seine maximale Ausbreitung erreicht und es war dämmrig geworden. Die Zuschauer hatten ihre mitgebrachten Sonnenbeobachtungsbrillen aufgesetzt und schauten zu der gleißenden Sichel empor, die über dem Horizont schwebte.

Die Rednerin kam zum Ende ihres Vortrages und reihte sich wieder ins Publikum ein. Eine fiebrige Stille breitete sich aus. Wenige Sekunden später hallte das dumpfe Rauschen der ersten Detonation wider. Im Abstand von wenigen Sekunden sackten nach und nach die einzelnen Gebäude im Umkreis zu Händels *Feuerwerksmusik*, die aus den Lautsprechern erklang, in sich zusammen. Sie

hinterließen Ansammlungen von Schutthaufen, die mittels Laserscheinwerfern in Pastelltönen angestrahlt wurden. Nachdem sich der letzte Bau in eine Staubwolke aufgelöst hatte, rundete der begeisterte Applaus der Zuschauer die Vorstellung ab.

Der Kerl drehte sich herum.

„Hannes? Was machst du denn hier?“

Er zog die Augenbrauen hoch. „Lady Peep-unterm-Pony?“

Elena nickte geschmeichelt. So hatte er sie am nächsten Morgen genannt, nachdem sie miteinander im Bett gewesen waren. Soweit sie sich erinnerte, war es eine ungewöhnliche Nacht gewesen. „Ich lass mir doch so eine prismatische Sprengung nicht entgehen. Gibt ja nicht mehr viele von diesen Iglus in Europa. „

Sie lachte. „Wo wohnst du gerade?“

„In Irland, bin auf ein paar Stunden her geflogen“, sagte Hannes.

„Bin eher selten hier. Und du? Immer noch in der Stadt?“

„Ich habe aktuell keinen Cause, von hier wegzugehen.“

Sie nahmen die Brillen ab. Seine braunen Augen wanderten über ihr Gesicht.

„Mir passt das, wenn ich hin und wieder aus Europa raus komme.

Und die virtuellen Reisen gibt es ja auch noch.“

„Träumerin“, neckte er sie.

Elena fuhr sich durch die grünblonden Haare.

„Viel gibt‘ s hier nicht mehr zu sehen.“ Sie deutete auf den Schuttringsherum.

Die Menschenmenge war im Begriff, sich zu zerstreuen.

„Der nächste Flug nach Dublin geht in drei Stunden“, sagte Hannes.

„Da könnten wir doch noch auf einen Koffeiner gehen. Bist du getimet?“

„Ich muss noch zum Repro-Institut wegen der Steuer“, wandte Elena ein. „Ich habe seit dieser Woche meine erste Stelle.“

„Gammel.“ Hannes griff sich an die Stirn. „Das schiebe ich schon seit einem Monat vor mir her. Meinst, wir können das eben zusammen erledigen?“

„Klar, wird schon nicht so lange dauern, und nachher hätten wir dann noch ein bissl Zeit von der Ewigkeit.“

Sie schlenderten Richtung Halte-Trasse und stiegen in die ankommende Schwebbahn ein. [ ... ]



Florian Sendtner

# Florian Sendtner

## Heine war abwesend

..Heine was absent, and Mendelssohn. In their places stood the statues of the Party..s new personae gratae immortals... Im April 1945 kam in New York ein kleiner Roman mit dem Titel ..The Blue Danube.. heraus, der den Amerikanern anhand der bayerischen Provinzstadt Regensburg das Phänomen Hitlerdeutschland auseinanderlegen wollte. Der Autor der 150-Seiten-Novelle hieß Ludwig Bemelmans und war für diese Aufgabe prädestiniert: Durch den Erfolg mit seinen ..Madeline..-Bilderbüchern war er der englischsprachigen Welt ans Herz gewachsen, und mit Regensburg kannte er sich aus: von dort war er 1914, mit 16 Jahren, als notorisch schwererziehbar nach Amerika verschifft worden. In ..The Blue Danube.., das erst mit einer Verspätung von 60 Jahren auf deutsch erschien (2005 als Hörbuch im LOhrbär-Verlag, 2007 als Buch im Insel-Verlag), läßt Bemelmans eine Regensburger Rettichbauernfamilie mit den örtlichen Nazibonzen aneinandergeraten. Der einzige Verbündete der verstockten Nazigegner ist wider jede historische Wahrheit der Regensburger Bischof, der eines Tages mit dem Schiff donauabwärts fährt, zur Walhalla, ..dem deutschen Ruhmestempel, errichtet von Ludwig dem Ersten von Bayern, einem Bau, der stark an den Parthenon in Athen erinnert... Dort oben, hoch über der Donau, wo seit 1842 die Marmorbüsten von Potentaten, Feldherrn, Forschern und Künstlern deutscher Zunge aufgepflanzt sind, schlurft der Bischof über den ..kostbaren Marmorboden, um zu sehen, wer von den großen Deutschen noch da war. Goethe war noch da, der Astronom Kepler, Schiller, Nietzsche und Wagner. Heine war abwesend, ebenso Mendelssohn. An ihrer Stelle prangten die Büsten der neuen, unsterblichen Parteifasane...

Natürlich hätten die realen Nazis Heine und Mendelssohn aus der Walhalla umgehend entfernt, keine Frage. Nur: es ging nicht, sie waren nicht drin. Die Hitlerischen hatten keinerlei Veranlassung, mit den seinerzeit 111 Gipsköpfen unzufrieden zu sein: Jude war keiner darunter, auch sonst kein Vaterlandsverräter; und der Führer war nur deshalb noch nicht in

die Ruhmeshalle eingegangen, weil er noch unter den Lebenden weilte. Als dieses Hindernis dann nicht mehr vorhanden war, haderte die Bayerische Staatsregierung, die nun auf einmal das Erbe des teutschen Nationaltempels angetreten hatte, lange Jahre mit dieser betörenden Möglichkeit: der Vollendung der Walhalla durch eine überlebensgroße Hitlerstatue. Allein, zuerst standen die Alliierten dagegen, dann kam der Führer ein bißchen aus der Mode, und man hätte seinem Stellvertreter Rudolf Heß huldigen müssen .. eine eher suboptimale Option. Schließlich aber disponierte man gleich ganz um und sagte sich: Angriff ist die beste Verteidigung! Warum nicht einfach mal .. einen deutschen Juden in die Walhalla hineinstellen? Mitten unter Totila und Teutelinde (den König der Ostgoten und die Königin der Langobarden), zwischen Pippin den Kurzen und Willibrord den Heiligen (den fränkischen König und den Apostel der Friesen), neben Karl den Großen und Konrad Adenauer (den Kaiser von Aachen und den König von Bonn) .. eine Büste von Albert Einstein? 1990 war es soweit, der Nobelpreisjude, dem Deutschland nach dem Leben trachtete, muß seitdem seinen Kopf hinhalten für die ..Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes.., wie es Bauherr Ludwig I. einst bestimmt. Weil aber Einstein allein allzu sehr nach Alibijude roch und die 2008 aufgenommene Edith Stein als Konvertitin nicht so richtig zählte, hielt man Ausschau nach einem weiteren wasserdichten Vorzeigejuden. Und fand Heine.

Bei Heine haut alles hin. Der ..Dichter und Lyriker.., wie ihn der ..Amtliche Walhalla-Führer.., herausgegeben vom Staatlichen Hochbauamt Regensburg, vorstellt, ist in welscher Erde begraben (auf dem Friedhof Montmartre in Paris), seine Konversion zum Protestantismus spielt keine Rolle, er gilt seit eh und je als Musterbeispiel des ..zerrissenen Juden.., und der deutsche Männergesangsverein schmettert sowieso schon immer seine Verse in die Welt hinaus .. nein, Heine mußte her, kein anderer. Jörg Immendorf persönlich war als Schöpfer der Büste auserkoren, nach dem Ableben des Meisters übernahm Bert Gerresheim, der den angeblichen Riß durch die Brust des Dichters kurzerhand wörtlich nahm und ihm darüberhinaus zwei Dellen an den Schläfen verpaßte, die das Leidende dieser Marmorkreatur ins Postmortale transponieren. Auf daß auch die nächste Generation sensibel-liberaler Oberlehrer dem Firlefanz von der deutschen Nation auf den Leim gehe: ..Möchten alle

Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können, und jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung... Wie die Worte König Ludwigs, vor der Walhalla in Stein gemeißelt, künden.

Fehlte nur noch ein beliebter Schöngeist und Redner wie Horst Seehofer, um die Büste zu enthüllen. Der gelernte Verwaltungsamtmann vom Landratsamt Ingolstadt hat im Keller, hinter seiner weitläufigen Modelleisenbahn, seinen Heine stehen. Und gleich daneben seinen Heinrich Mann. Sodaß er jedweden Einwand gegen diese feindliche Übernahme mit links parieren kann: ..Mag er kein äußeres Denkmal brauchen, wir schulden dieses Denkmal uns selbst... (Heinrich Mann bei der Einweihung des Heine-Denkmal 1929 in Düsseldorf). Und nebenbei gibt Seehofer gegenüber der ..Süddeutschen.. auch noch zu Protokoll: ..Bayern und auch die CSU zeichnen sich doch aus, für und gegen etwas zu sein, wie Heine... Genau. Endlich sagt das mal einer. Der ewige Schmach von der ..Zerrissenheit.. Heines, seit Generationen nachgeplappert: durch den Mund eines Seehofer wird der Unfug offenbar. Immerhin, die CSU bleibt sich treu. Für und gegen etwas zu sein, das kriegt sie nach wie vor recht gut hin: der nächste Kandidat für die Walhalla heißt Franz Josef Strauß, neben Heine ist noch Platz.

Einen Dichter posthum in eine Ruhmeshalle zu verfrachten, die der, als er sich noch wehren konnte, als ..marmorne Schädelstätte.. verspottete, das stürzt die Intellektuellen prompt in schwere Irritationen. Dabei müßte man nur ein paar Takte nachlesen, was Heine über Ludwig I. gedichtet hat: ..Herr Ludwig ist ein großer Poet, / Und singt er, so stürzt Apollo / Vor ihm auf die Kniee und bittet und fleht: / Halt ein! ich werde sonst toll, O!.. Das gilt dem Verseschmied im Monarchen, der überaus produktiv war und seine Ergüsse ab 1829 in vier Bänden bei Cotta erscheinen ließ, dem Verleger, der auch Goethe und Schiller druckte .. für Heine ein gefundenes Fressen: ..Das ist Herr Ludwig von Bayerland. / Desgleichen gibt es wenig; / Das Volk der Bavaren verehrt in ihm / Den angestammelten König... Diese Verse erschienen 1844. Als in Regensburg ein paar Wochen vor dem Einzug Heines in die Walhalla ein Reiterstandbild von König Ludwig I., das in den 30er Jahren dem Autoverkehr weichen hatte müssen, frisch restauriert und mit großem Dschingdarassabumm an seinen alten Platz vor dem

Dom transferiert wurde, erschien das Volk der Bavaren zu tausenden, um seinem angestammelten König zu huldigen. Die meisten waren zwar der Meinung, es handle sich um Ludwig II., den Enkel des Walhalla-Erbauers, aber das darf man nicht so eng sehen. Von einem ellenlangen Spottgedicht, das auf dieses denkwürdige Ereignis erschienen wäre, hat man nichts gehört. Heine war abwesend.

Florian Sendtner





Susanne Werner-Eichinger

## **In meiner Botanisiertrommel**

### **Ein Spaziergang durch den Botanischen Garten**

Jeder der sich für Botanik interessiert, wird begeistert sein und auch diejenigen, die nichts damit am Hut haben, könnten hier umgestimmt werden.

Wer das Terrain des Botanischen Gartens der Universität Regensburg betritt, wird vom südländischen Flair dieser Anlage empfangen und will es erkunden. Viele Ruheoasen, inmitten kreativ gestalteter und liebevoll gepflegter Pflanzungen, wollen erobert werden, und nicht zuletzt die Aufteilung nach Themen macht die Erkundung zu einer sportlichen Herausforderung. Nehmen Sie Zeit, Proviant und Kondition mit.

Die Südseite bietet zwei Eingänge, wir wählen den unteren, bei den Gewächshäusern, die wir aber rechts liegen lassen. Der Besucher wird sofort von interessanten Pflanzen empfangen, die mit Namen und Herkunft auf einem kleinen Schild, das in die Erde gesteckt wurde, erklärt werden. Ich bleibe vor einer Funkie stehen, kenne dieses Schattengewächs, ich habe zwei in meinem Garten, aber eine solche, mit diesen Ausmaßen, habe ich zuvor noch nicht gesehen. Links dann erstreckt sich das untere eingezäunte Areal mit Lehr- und Schulgarten.

Nachdem man die alten und daher sehr mächtigen Stämme der Eisenhutblättrigen Scheinrebe, der mit üppigem Blattwachstum versehenen fünfblättrigen Jungfernrebe, ebenso der großblättrigen Pfeifenwinde, des Goldregens und der Glyzinie bestaunt hat, die es dem kletternden Baumwürger gleicht und sich eng um die Säule der Pergola geschlungen haben, zieht es den Besucher wie magnetisch zu einer Holzbank, nicht weil man sich bereits ausruhen müsste, wir haben ja noch einiges vor, aber sie steht so einladend dort und von hier aus können wir uns einen ersten Überblick verschaffen.

Wir sitzen vor einem Feuchtbiotop, einem kleinen Teich mit diversen Wasserpflanzen, umrandet vom leuchtenden Gelb der Trollblume, mit ihren großen runden Blütenköpfen. Um diesen Sitzplatz herum ist eine nachempfundene Steppenlandschaft angelegt, mit niedrig wachsenden Steinkräutern, wie der Sand-Silberscharte, die aus den Steppen Asiens eingewandert ist und dem Augsburgers Steppengreiskraut, dessen Samen mit kleinen Haken am Fell der Schafe hängen bleiben und so zu neuen Flächen transportiert werden.

Es geht auch gleich weiter und man muss sich entscheiden, ob man zuerst rechts in Richtung der Blumen oder geradeaus entlang des Beerensträucherweges gehen soll. Ich wähle den Pfad durch ein Heer von asiatischen Trollblumen, vorbei an einem Blütenteppich von gelbem Hahnenfuß und Flächen ebensolcher Sonnenrösschen, bewundere die pinkfarbene Waldnelke, die gigantischen Blätter der Pracht Telekie und die stolzen grünen Büsche des Rittersporn, der noch vor der Blüte steht.

Wir haben den Lehrschulgarten der Biologiedidaktik erreicht: ein Sinnesgarten für multisensorisches Leben. Hier ist wahrlich das Spielerische angesprochen. Eine Säule mit verschiedenen Hölzern lädt ein, Klänge zu erzeugen und ein Fußweg, der nur ohne Schuhe zu betreten ist, fordert auf, barfuß über Stock und Stein, Erde, Rundkiesel, Wiese, Rundhölzer,

Mulch, Sand, Moos und Tonkiesel zu erspüren. Eine große Kräuterspirale mit Schokominze, Zitronenmelisse, Schnittlauch, Coca Cola Strauch, Weinraute, Oregano, Salbei, Rosmarin, Lavendel und Thymian verführt dazu, nicht nur den olfaktorischen, sondern auch den gustatorischen Sinn zu befriedigen, aber ein dezenter Hinweis auf einer Tafel erinnert uns daran, dies zu unterlassen. Wir stromern unternehmungslustig weiter, um nächste Experimente zu bestehen. Eine Trockenmauer mit alpinem Felsengarten weckt unser Interesse und begeistert entdecken wir tatsächlich eine wildgrün schillernde Eidechse zwischen den Steinen. Für uns verharrt sie in fotogener Pose. Diese Echsen haben sich von selbst hier angesiedelt, erzählt eine Studentin, mit der wir ins Gespräch kommen. Die Studierenden der Biologiedidaktik beschäftigen sich nicht nur in ihrem Studium mit der Evolutionsbiologie der Pflanzen, mit Biodiversität, Geobotanik wie Arealkunde, Vegetationskunde und -geschichte, Populationsökologie der Pflanzen, mit Erhebungsmethoden, Versuchsplanung und Auswertemethoden, sondern pflanzen selbst an, jäten Unkraut, pflegen und wässern im Schul-Lehr- und Versuchsgarten. Wir wandern interessiert weiter, vorbei am Insektenhotel, einer Konstruktion aus unterschiedlich starken Ästen, und entlang der Hochbeete, in denen Pflanzen der Kelten und diverses Gemüse gezogen wird. Noch einmal umrunden wir dieses Entdeckerterritorium und finden noch den Kuchenbaum, lesen neugierig die aufschlussreiche Erklärung für diesen Namen: das abgefallene Herbstlaub riecht an feuchten Tagen intensiv nach frischem Kuchen und Zuckerwatte.

Apropos Kuchen: es wird Zeit für ein kleines Picknick und dazu gehen wir in das gleich anschließende obere Areal des Botanischen Gartens, das wie ein Park gestaltet ist, großflächiger Rasen, stattliche Büsche und Bäume, dazwischen Beete und Rabatten, ein Fest für die Sinne.

Entlang des Spazierweges stehen immer wieder Sitzgelegenheiten. Die besten Plätze sind bereits besetzt, mit lesenden und schauenden Besuchern, pausierenden Studenten, einige wenige haben sich auch auf die Wiese gelegt, aber dann finden wir im Schatten eines Baumes eine freie Bank. Der Wind trägt den feinen Duft des roten Zwergginsters herüber und für Momente befinde ich mich in den Bergen um den Luganer See, in Montagnola, es kommen Gedanken an Hermann Hesse und seine Texte, inspiriert von dieser beeindruckenden Natur; erinnere mich an seinen Aprilbrief, entdecke erstaunliche Parallelen. Auch damals, nach langem hartem Winter, ein trockener Frühling, das Durchkämpfen der ersten Blüten, Krokusse, Narzissen, der ersten grünen Spitzen an Bäumen und Büschen, ja sogar der Bambus bekommt einen Auftritt. Seine Beobachtung, meine Beobachtung:

Im Frühjahr des Jahres 1952 schrieb Hermann Hesse: „Die eigentliche Blumenzeit dieses Frühlings war regenlos, von den ersten Primeln bis zu den ersten Anemonen und Kamelien war die Erde dürr und staubig und immer wieder vom beharrlichen Nordföhn bestrichen, nachts sah man zuweilen Waldbrände in langen Feuerzeilen die Berge hinankriechen, und es war rührend und mitleiderregend, wie trotz allem aus dem harten starren Boden die Tausende und Tausende der Veilchen, der Krokus, der Blausterne, des Augentrost, der Taubnessel hervorkamen, wie sie die kleinen zarten Köpfe dem erbarmungslosen Nordwind hinhielten, trotz allem lachend und üppig in ihrer zahllosen Menge. Nur das Grün hielt sich zurück, im Wald wie auf den Wiesen, einzig der Bambus am Rand meines kleinen Gehölzes wehte mit lichtem jungem Grün“.

Zum Frühjahr 1952 in Montagnola können wir Parallelen erkennen zu unserem heurigen Frühjahr 2011. Auch wir hatten einen trockenen April mit Waldbränden. Ungewöhnlich, war doch der Winter von Ende November bis Ende Februar so schneereich wie selten zuvor. Und jetzt, im April, öffneten schon die ersten Freibäder, wegen hochsommerlicher Temperaturen. Noch Mitte Januar berichtet mein Tagebuch: „Es taut, aber große Flächen sind noch mit Schnee bedeckt. Ein gewaltiger Schneewinter. Der Bambus liegt immer noch zu Teilen danieder. Man wird sehen, was die Schneelast erdrückt hat“. Und einen Tag später: „Die Wiese unseres Südgartens ist schon fast wieder frei von Schnee. Obwohl der Wintertraum in Weiß gut gefallen hat, atmet man doch auf. Es ist erstaunlich, der Bambus, der wirklich waagrecht unter der Schneelast am Boden lag, hat sich wieder vollständig aufgerichtet“. Unser Blick schweift über die durchkomponierte Landschaft, mit prachtvollen Büschen von pinkfarbenen blühenden Rhododendren, weißen Blütenblättern des gefalteten Schneeballs und roten Pfingstrosen. Nach dieser Erholungspause brechen wir schließlich auf zur dritten und letzten Etappe unseres Ausflugs in die Botanik. Wir steuern auf einen Strauch zu, der mit beeindruckend großen Blättern winkt und lesen: Persische Herkulesstaude, und ergänzend: kann bei Berührung Hautirritationen auslösen. Respektvoll halten wir Abstand und begeben uns in ein weniger gefährliches Gebiet, in die Gräser- und Getreideabteilung. Hier stehen auch die leider in diesem Fall von Frost und Schnee sehr mitgenommenen Bambusgruppen. Einer der vielen, die Anlage pflegenden Gärtner erklärt uns, dass diese sehr alten Bambusträucher bereits den vorletzten Winter nicht so gut überstanden haben. Aber sie werden von unten wieder nachtreiben, fügt er hinzu.

Nachdem wir Beete mit Bauerngartenpflanzen und Gewächse aus dem Kaukasus, Armenien und der Türkei studiert haben, gelangen wir wieder auf den Rundweg. Links erstreckt sich eine Binnendüne und Heidelandschaft, geradeaus lockt ein Waldpfad in das, in dreißig Jahren gewachsene, große Gehölz. Und hier fließt ein munterer Bach das leichte Gefälle hinunter und begleitet uns durch das Wäldchen aus Gehölzen der Schwarzerlengruppe, des Eschen- und Ulmen Auwaldes, der Weiden - Pappel Augesellschaft und durch dicht stehendes Bodendeckergrün. Für diesen Weg zahlt sich gut sitzendes Schuhwerk wirklich aus, denn man muss das Wasser einige Male von Stein zu Stein springend überqueren. Man könnte sagen, es ist der Höhepunkt des Spazierganges durch den Botanischen Garten, aber das ist wohl ganz individuell zu sehen, denn jeder Bereich ist auf seine eigene Art zu genießen. Und man muss wiederkommen, denn der Garten verändert sein Gesicht. Woche für Woche, Monat um Monat ändert sich naturgemäß sein Erscheinungsbild nach der Saison. Immer neues Grün wartet auf die Blüte, um beim nächsten Mal in bunter Pracht zu begeistern und dem Besucher Entspannung zu schenken, denn, um es mit Nietzsche zu halten: „In der Natur fühlen wir uns so wohl, weil sie kein Urteil über uns hat“.

Susanne Werner-Eichinger, April 2011



Rolf Stemmler

Die Genossenschaftswohnung  
(eine autobiografische Skizze)

Auszug:

## Feuer im Haus

Ich wusste lange nicht, wer nach dem jungen Paar mit Hund und Baby in die Räume über mir eingezogen war. Nur an Abenden mit Fußballübertragungen waren grölende Männerchöre zu vernehmen; ansonsten war alles still und unauffällig.

An einem sonnigen Freitag im September radelte ich, nachdem ich einen Kuchen gebacken hatte, in die Stadt, um allerlei Besorgungen zu machen. Gut gelaunt trat ich gegen halb sechs die Heimfahrt an und bemerkte einige Meter vor der Abbiegung zu meiner Straße, wie zwei Männer in Schutzkleidung inmitten der Kreuzung an einem Wasserhydranten schraubten. Ich wunderte mich nicht, weil ich irgendwelche Wartungsarbeiten vermutete. Als ich jedoch, an den Männern vorbei, schließlich in meine Straße bog, wurde ich mit einem entsetzlichen Bild konfrontiert. In der ersten Sekunde hielt ich es für eine Halluzination, doch der Anschein blieb hartnäckig, verfestigte sich zur Wirklichkeit: Die Hausecke, noch etwa fünfzig Meter entfernt, war umstellt von zwei mächtigen Feuerwehrwägen, einer Polizeistreife sowie einigen Dutzend Anwohnern und Schaulustigen. Eine Leiter war gegen die Westseite gerichtet, darauf stand ein Feuerwehrmann, der einen kräftigen Wasserstrahl in eine Fensteröffnung spritzte. Dichter Qualm stieg empor.

Ich werde diesen Augenblick nie vergessen! Mein Schreck war derart groß, dass ich zunächst nicht erfassen konnte, welches Stockwerk eigentlich in Flammen stand. Der Kuchen? Der Herd?, schoss es mir durch den Kopf. Doch dann ordneten sich meine Gedanken ein wenig, und eine mäßige Beruhigung trat ein: es war der zweite Stock, der Raum über meinem Wohnzimmer.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich die Stecke zu meiner Wohnung überwunden habe. Es muss in unglaublich kurzer Zeit geschehen sein; durch die Linie der Feuerwehr hindurch, hinauf in den ersten Stock. Sogleich trat eine weitere mäßige Beruhigung ein: Meine Wohnung war bislang heil geblieben. Eine gespenstische Ruhe lag über den Einrichtungsgegenständen; nur draußen, fast unwirklich, herrschte geschäftiges Treiben, und von oben kam ein beängstigendes Rumoren. Ein intimes, ruhiges Haus war plötzlich Schauplatz einer öffentlichen Angelegenheit. Feuerwehrmänner und Polizisten rannten umher, neugierige Augenpaare waren auf das Gemäuer gerichtet.

Ein uniformierter Mann kam durch die offene Tür meiner Wohnung und bat höflich und ohne jede Hektik, ich möge nun das Haus verlassen. Also mischte ich mich in die Menge. So stand ich zwischen Nachbarn und unbekanntem Passanten und sah dem Haus beim Brennen zu. Nur mit Galgenhumor konnte die Situation erträglich gemacht werden.

Mit einem Ohr erfuhr ich nun auch Näheres: Der etwa dreißigjährige Junggeselle, der in dieser Wohnung lebte, habe die Nacht schlecht geschlafen und sei schließlich nachmittags mit einer Zigarette auf dem Sofa vor dem Fernseher eingesnickt. Die Vorhänge seien zunächst in Flammen aufgegangen, dann das Sofa und schließlich der Rest des Zimmers. Er selbst habe sich mit einer leichten Rauchvergiftung in Sicherheit bringen können und die Feuerwehr alarmiert. Nun liege er im Krankenhaus.

Mit dem anderen Ohr lauschte ich den Funkgesprächen der Feuerwehr, aus denen immer wieder der aktuelle Stand zu erfahren war. Endlich kam der Spruch: „Brand unter Kontrolle“. Meine Wohnung schien heil geblieben zu sein.

Ein Feuerwehrmann riet mir, jetzt unverzüglich in mein Wohnzimmer zu gehen und das Nötigste zu retten, denn es würde dort in Kürze Löschwasser regnen. Rasch schleppte ich also sämtliche sensiblen Stücke davon und breitete Bettlaken, Decken und Handtücher aus. Kurz danach begann es auf einer Fläche von etwa fünf Quadratmetern heftig zu tropfen. Nach etwa fünfzehn Minuten waren ein großer Fleck an meiner Zimmerdecke sowie ein Haufen nasser Stoffsachen zurückgeblieben. Größerer Schaden war mir glücklicherweise nicht entstanden.

Natürlich war ich zunächst wütend auf meinen Nachbarn. Immerhin hatte er mein gesamtes Hab und Gut, unwiederbringliche Dinge, in erhebliche Gefahr gebracht. Dann aber lernte ich seine Mutter kennen, und meine Wut wurde zu Mitleid.

Seine Rauchvergiftung war rasch überwunden, und so schlich der große, klobige, unbeholfene Kerl wie ein geprügelter Köter seiner dominanten Mutter hinterdrein. Sie gebärdete sich als offenherzige und rechtschaffene Frau, die nun damit gestraft war, für die Dummheit ihres Knaben einstehen und die Sache wieder in Ordnung bringen zu müssen. Zusammen mit Herren von der Feuerwehr, der Versicherung und der Baugenossenschaft besichtigten sie mehrfach das verkohlte Zimmer und die verrußten restlichen Räume sowie den Wasserfleck an meiner Zimmerdecke. Sie schwang mächtige Worte, der Urheber hingegen gab bereitwillig und niedergedrückt Auskünfte. In einem besinnlichen Augenblick bat er mich so ernst und aufrichtig um Entschuldigung, dass mich Rührung überkam.

Die ausgeräucherte Wohnung wurde langwierig saniert, und zwei Maler strichen meine Decke neu. Über Wochen standen, sehr beeindruckend, das verkohlte Sofa und der ausgebrannte Fernseher im Hinterhof. Lange hieß es auch, unser Nachbar würde wieder zurückkehren - er wohnte einstweilen bei seiner Mutter -, doch er ließ sich nicht mehr sehen; hätte es wohl auch nicht ertragen, tagtäglich der Hausgemeinschaft in die Augen zu sehen, als wandelndes Risiko.

Dieses Erlebnis hat mich stark geprägt, denn ab nun begann ich, mich im Haus unsicher zu fühlen. Die Ölöfen, die rostigen Gasleitungen, das viele Holz in Treppen und Böden machten mir Angst. Um die Essenz meiner Habe geschützt aufbewahren zu können, kaufte ich drei Metallkisten; bei jedem Martinshorn, das ich irgendwo hörte, dachte ich unwillkürlich an mein Zuhause. Die Waagschale, nun endlich doch eine neue Bleibe zu suchen, sank weiter nach unten.





Dieter Lohr

*Regensburg, 28. Juni 1914*

„Und was sagen Sie zum Griesbacher?“

„Ja mei“, Griesbacher musste das Lachen unterdrücken, „was soll ich denn da sagen? Da hab ich eigentlich überhaupt keine Meinung.“

„Aber“, der Herr auf der gegenüberliegenden Sitzbank fasste Griesbacher durch den Zwicker hindurch scharf ins Auge, „ich denk’, Sie sind Musiklehrer?“

„Ja mei... Schon.“

Der Herr, ebenfalls ein Ordensmann, war in Passau zugestiegen und hatte sich sogleich ins Abteil zu Griesbacher gesetzt, der unschwer als Amtsbruder zu erkennen war. Wie sich herausgestellt hatte, war Griesbachers Mitreisender in musikalischen Dingen durchaus bewandert, und umgehend hatte sich ein lebhaftes Gespräch entwickelt, das Griesbacher die Fahrt nach Linz angenehm verkürzte. Denn Griesbacher war – seit langer Zeit das erste Mal vor einer Uraufführung – außerordentlich nervös. Dass sein Gegenüber zu Griesbacher jedoch keine Meinung hatte, zu Griesbacher, dem Skandalon Griesbacher, das verblüffte den Herrn schon sehr.

Also gab er, nachdem er sein Erstaunen bemeistert hatte, seine eigene Ansicht zum Besten:

„Dieser Griesbacher! Jetzt schreibt er gar noch Orchestermessen! Das müssen S’ sich mal vorstellen; mit Pauken und Harfen und schmelzenden Soli und all solchen Sachen!“

„Nein...“ Griesbacher gab sich empört.

„Wo kommen wir denn hin, frag’ ich Sie, wenn wir dem alten Unfug wieder Tür und Tor öffnen wollten. Und gar jetzt seine Choralbegleitung! Mei! Die altehrwürdigen Melodien mit Harmonien von Wagner’schem Kolorit umgeben... Ich frag’ Sie: Können Sie sich was Unzüchtigeres denken?“

„Da muss ich nachdenken.“

Da sein beredter Mitreisender aufstand und Anstalten machte, sich zu verabschieden, wollte Griesbacher gerade den Mund auf tun, um sich dem fremden Herrn zu erkennen zu geben, als der Zug auch schon in den nächsten Bahnhof einrollte – und beide Männer jäh erstarrten. Die Menschenmenge auf dem Bahnsteig war in hellster Aufregung; alles schrie, rannte und rempelte aufgelöst durcheinander. Besonders dicht scharte man sich um die Zeitungsverkäufer, die ihre Extrablätter ausriefen:

„Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand!“

„Thronfolger und Gemahlin erschossen!“

„Fürstenmord in Sarajevo!“

„So ein unmenschliches, so ein ruchloses und niederträchtiges Verbrechen.“

„So eine himmelschreiende und fluchwürdige Freveltat.“

„Wenn das mal keinen Krieg gibt...“

Griesbacher war wie betäubt aus dem Zug gestolpert. Im Durcheinander hatte er aus den erregten Gesprächen der Menge, der Bestürzung, der Trauer und den Verwünschungen auf dem Bahnsteig einen ersten Eindruck der Ereignisse in Sarajewo gewonnen, ehe es ihm noch gelungen war, eines der kursierenden Zeitungsblätter zu ergattern. Vergessen war der Zweck seiner Reise, die Uraufführung des Festchors in Linz. Nur einen Gedanken hatte Griesbacher noch zu fassen vermocht: Zurück, zurück nach Regensburg!

Auch in Regensburg waren die Telegrammtafeln der Zeitungen den ganzen Nachmittag über umlagert gewesen. In der Österreichisch-Ungarischen Kolonie am Hafen waren Männer und Frauen beim Empfang der Extrablätter in Tränen ausgebrochen. Die Fahnen der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft und der Königlich Ungarischen Fluss- und Seeschiffahrtsgesellschaft waren auf Halbmast gehisst. Als Griesbacher bei der Römerburg eintraf, wurde er dort bereits von Franz Xaver Engelhart, Joseph Renner und Carl Weinmann erwartet.

„Ein furchtbarer Schlag.“

„Am schlimmsten wohl für’n österreichischen Kaiser.“

„Das ist wirklich ein leidgeprüfter Mann.“

„Nichts auf der Welt ist mir erspart geblieben’, soll er gesagt haben.“

„Zum zweiten Male in knapp 25 Jahren“, las Engelhart aus der Zeitung vor, die er auf den Knien liegen hatte, „sieht Franz Joseph den Erben seiner Länder durch eine frevle Gewalttat in die Gruft hinabsteigen. Hingesunken ist eine feste Stütze der Macht, ein treuer Hort der Einheit.“

„Und die Sissi ist ja auch von einem Anarchisten umgebracht worden.“

„Das war auch schon ein Anarchist?“

„Bestimmt.“

„Der bosnische Boden ist ja schon seit Langem als politisch besonders unruhiges Gebiet bekannt, auf dem die Verschwörungen wie die Pilze aus’m Boden schießen.“

„Und da steht’s ja auch, dass es ein serbischer Attentäter gewesen ist.“

„Die Serben sind ja eh die Schlimmsten da drunten.“

„Muselmänner sind’s auch noch.“

„Nein, das sind die anderen.“

„Ach, die ganzen Wirren auf’m Balkan – da kennt sich ja kein Mensch mehr aus. Albanien, Serbien, Bulgarien, Makedonien, Montenegro, das Osmanische Reich und wie s’ alle heißen.“

„Und der Russ’ hat auch noch seine Finger drin.“

„Und jetzt haben die Serben den Franz Ferdinand erschossen.“

„Auf den doch die ganze Zukunft der Donaumonarchie gesetzt war.“

„Wenn das mal keinen Krieg gibt...“

„Der arme Kaiser.“

„Und die armen drei Fürstenkinder – so früh und jammervoll verwaist...“

„Aber das schwere Geschick trifft nicht bloß den Kaiser und’s österreichische Herrscherhaus, sondern’s ganze österreichische Volk.“

„Die ganze Donaumonarchie.“

„Österreich steht jetzt vor der Entscheidung, was zu tun ist.“

Als Letzter war Griesbachers Nachbar, der Mesner des Doms, Michael Jedweder zu der Runde gestoßen. Bei ihm waren die Eindrücke des Attentats noch am frischesten; er hatte erst auf seiner Rückkehr von der Sonnwendfeier des Liberalen Klubs im Augustinerkeller auf dem Galgenberg das Unfassbare erfahren. Überdies war er nicht mehr ganz nüchtern.

„Ja, habt Ihr denn da oben auf’m Hügel gar nichts mitgekriegt von der Sach’?“

Jedweder schüttelte hilflos den Kopf: „Gar nichts.“

Mehrere hundert Leute – „Tausende liberale Männer und Frauen“ – hatten den Sonntag im Augustinerkeller verbracht, um – wenngleich ein wenig verspätet – den Einzug des Sommers zu begrüßen. Nachmittags hatte es Vergnügungen für die Kinder gegeben, Wurstbeißen, Sackhüpfen, Kasperltheater, anschließend ein Konzert der Kapelle ‘Danubia’.

„Prächtige Männerchöre sind da dabei gewesen; ich sag’s euch.“

Höhepunkt der Feier waren das Abbrennen des Sonnwendfeuers nach Einbruch der Dunkelheit gewesen, sowie eine markige Rede des Rechtsanwalts Mußnug:

Leider, hatte Mußnug gesagt, leider stehen wir hier in unserem engeren Vaterland und besonders in unserer Vaterstadt auf heiß umstrittenem Plan. Darum müssen wir uns immer wieder bewusst werden, welch hohem Gut unser Streben, unser Ringen und unser Kämpfen gilt, und wir dürfen nie vergessen, dass wir der Güter Höchstes, die Freiheit, gegen offene und heimliche Gewalten verteidigen müssen. Den offenen Kampf, den Kampf der Kraft mit der Kraft, den fürchten wir nicht. Mit jedem Gegner wagen wir’s, den wir sehen können und ins Auge fassen, der selbst voll Mut, auch uns den Mut entflammt. Doch es harren unser auch unsichtbare Feinde, deren Hinterlist und Ränke das Tageslicht scheut und deren Wappenschild sich halb in Furcht, sich halb in Tücke teilt.

„Und du meinst wirklich, der hat von dem noch nichts gewusst, der Mußnug?“

„Ach wo, bestimmt nicht.“ Der Mesner winkte ab. „Aber was

jetzt zu tun ist“, nahm Jedweder den verlorenen Faden wieder auf, „was zu tun ist, um nicht bloß Sühne für die Ermordung des Thronfolger zu erhalten, sondern auch für die Zukunft sich gegen Meuchelmord und andere serbische Praktiken zu schützen, das ist die Frage. Und die Frage darf sich nicht bloß in Österreich stellen. Nur durch Taten kann jetzt die Klarheit geschaffen werden, die allgemein verlangt wird. Und Sanftmut“, Jedweder schlug mit der Faust auf den Tisch, „Sanftmut wär’ jetzt denkbar unangebracht.“

Als sich in den frühen Nachmittagsstunden die ersten Gerüchte über die Ermordung des Thronfolgerpaares in Wien ausgebreitet hatten, war schlagartig jegliche Geschäftstätigkeit, jeglicher Frohsinn zum Erliegen gekommen. Als dann gegen drei Uhr nachmittags die offizielle Bestätigung der Nachrichten erfolgt war, waren auf der Stelle sämtliche laufenden, öffentlichen Veranstaltungen in ganz Österreich abgebrochen worden. Für den Abend geplante Unterhaltungen fielen selbstredend aus; sie mussten gar nicht erst abgesagt werden. Auch die 200 Gesangsstimmen und das Orchester, die Griesbachers Festchor in Linz zur Uraufführung hätten bringen sollen, waren gar nicht erst angetreten.

„Die Tat ist nicht bloß der Ausfluss von einem verbrecherischen Nationalismus, sondern auch die Frucht von einem politischen Radikalismus, und zwar von dem gewalttätigen Radikalismus, der in der Erreichung seiner Ziele auch vor der äußersten Gewaltanwendung nicht zurückschreckt.“

Der Mesner nahm einen tiefen Zug aus seinem Bierkrug und setzte zu einer jener Reden an, für die er bekannt war:

„Der Thronfolger und seine Frau sind Opfer einer maßlosen slawisch-nationalistischen Hetze geworden, die schon seit Jahren von gewissenlosen allslawischen Hetzern diesseits und jenseits der österreichisch-ungarischen Grenzpfosten betrieben wird. Der Balkankrieg hat dieser serbisch-kroatischen Bewegung und dem Traum von einem Groß-Serbien, einem südslawischen Völkerbund, neue Nahrung gegeben. Und dass die Abbröckelungsbestrebungen von Serbien aus reichlich unterstützt werden, ist eine nicht zu verleugnende Tatsache. Haben nicht serbische Blätter letztes Jahr geschrieben ‘Der nächste Krieg wird Österreich gelten, wird ein Befreiungskampf für unsere slawischen Brüder werden’?“

Allgemeines Schweigen herrschte in der Runde.

„Man wird auch nicht ganz falsch liegen, wenn man annimmt, dass das jüngste Verhalten Russlands und dessen maßloses Wettrüsten den Südslawen den Rücken gestärkt haben. Dass von Russland aus panrussische und orthodoxe Ideen offen unter den Ruthenen Österreichs verbreitet werden, ist ja hinlänglich bekannt.“

Jedweder erhob sich, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

„An diesem furchtbaren Verbrechen kann man sehen, wohin solche übertriebenen politischen Agitationen führen können. Warum

hat man die gewissenlosen ausländischen Agitatoren und Verführer der Jugend mit ihren zersetzenden anarchistischen Ideen nicht eher gebrandmarkt, ausgemerzt, im Keim erstickt – jeden Gedanken, jede Erscheinung, jedes Unterfangen, das zu so einem Verbrechen führen konnte? Was sind die Konsequenzen, die Österreich jetzt ziehen muss?“

Niemand antwortete.

„Drängt sich da nicht ein Vergleich mit uns auf und die Frage: Was sind die Konsequenzen, die wir, die das Deutsche Reich jetzt ziehen muss? Mit der politischen und religiösen Radikalisierung der Massen muss jetzt endlich einmal Schluss sein. Die sozialdemokratische Presse wühlt tagtäglich in einer Weise das Volk auf, dass man sich grad wundern muss, dass noch nicht der eine oder andere Wahnwitzige die praktische Schlussfolgerung gezogen und die gepredigten Revolutionsgedanken in die Tat umgesetzt hat. Gerade bei uns in Bayern hat die Verhetzung der Massen durch die Presse und skrupellose Agitatoren ein Ausmaß angenommen, dass man sich fragt, weshalb wir denn eigentlich unsere Strafgesetzbuchparagraphen gegen Klassenaufreizung haben. All die sozialdemokratisch-anarchistische Hetze gegen den so genannten Klassenstaat und gegen's Militär... Das sind gemeingefährliche Bestrebungen. Soll die Drachensaat des Sozialismus weiterhin ungehindert ausgestreut werden dürfen?“

Der deutsche Kaiser hatte während des Derbys auf der Kieler Woche von dem Attentat erfahren und die Regatta umgehend abgebrochen – wiewohl seine Yacht, die 'Hohenzollern' über eine Viertelstunde Vorsprung gehabt hatte. Er hatte befohlen, alle Flaggen auf Halbstock und die österreichisch-ungarische Kriegsflagge im Großmast gleichfalls auf Halbstock zu setzen.

„Aber wieso die Kriegsflagge?“

„Meinen S' wirklich, dass es einen Krieg gibt?“

„Jede Wette.“



Karin Holz



Dr. Marita A. Panzer

